

Taunus-Blätter

Unterhaltungs-Blätter / Geschichte und Heimatkunde
Wochen-Beilage zur Taunus-Zeitung

Kelkheimer- und
Hornauer Anzeiger

Nassauische Schweiz ❖ Anzeiger für Ehlhalten,
Eppenhain, Glashütten, Ruppertsghain, Schloßborn

Falkensteiner Anzeiger
Fischbacher Anzeiger ❖

1. Jahrgang

Geschäftsstelle:
Hauptstraße 41

Dienstag, den 16. November 1915

Fernsprecher:
Königstein 44

Nummer 12

Broße Zeit.

Erzählung von Arnold Frank

— Nachdruck verboten. —

11

„Ich bin in ein paar Augenblicken wieder da,“ sagte sie hastig. „Bitte bleibe so lange. Du vergibst Dir ja nichts, wenn Du mit ihm ein paar Worte sprichst.“ — „Bitte, Mama, laß ihn abweisen. Ich kann mit diesem Manne mich nicht unterhalten.“

„Man kann alles, was man will,“ versetzte Frau Wizzi obenhin. „Du hast doch nicht etwa Angst vor einem Eiratsantrage. Dann allerdings will ich bleiben.“ Damit hatte sie die Empfindlichkeit ihrer Tochter getroffen, und nunmehr erklärte sich Matilde zum Bleiben bereit. Ihre Mutter triumphierte heimlich. Jetzt war Matilde in einiger Verlegenheit, erkannte der Bankier das, so mußte er das Zusammensein auszunützen wissen.

Herr von Raschlow war angenehm überrascht, Matilde Helmert allein zu treffen. Seine Liebesleidenschaft für sie war unter den kalten Wasserstrahlen erloschen, welche ihm das schöne, ernste Mädchen hatte zu teil werden lassen, aber darum hatte er noch lange nicht seine Bewerbungen um die Hand der reichen Erbin aufgegeben, deren Tausende er recht gut gebrauchen konnte. Befäß der Bankier auch nicht die Phantasie seines Verwandten, des einstigen Architekten, so teilte er doch dessen Habgier und die Sucht, schnell reich zu werden. So war er in weit angelegte, aber wenig einträgliche Börsenspekulationen geraten, nach denen er sich nur mit Mühe über Wasser hielt und er umso stärker das Verlangen empfand, den erlittenen Schaden wieder weit zu machen. Daß ihm jetzt Matilde nicht aus dem Wege ging, veranlaßte ihn zu der Meinung, ihr kühler Sinn sei einer nüchternen Aussprache eher zugänglich, wie feurigen Beteuerungen, und so beschloß er, sein Verhalten darnach einzurichten.

Nach einigen einleitenden Höflichkeitworten sprach er seine Freude aus, „die schon in weiteren Kreisen bekannte Mitarbeiterin ihres ehrwürdigen Großvaters“ zu treffen, dem er ohnehin ein Geschäftsprojekt zu unterbreiten habe. Ein gemeinsamer Kunde, für den Ehrhard Redlich einen Neubau errichtet hatte, suchte durch Vermittlung des Bankhauses Raschlow ein größeres Hypothekenskapital, und der Bankier wollte sich deshalb nach den Vermögensverhältnissen des betreffenden Geldsuchers näher erkundigen. Matilde, die anfänglich über die gedrechselten Schmeicheleien Raschlows still gelächelt hatte, gewann jetzt Interesse an der Sache; sie beherrschte den Gegenstand vollkommen und sprach in präzisen Worten, die indessen stets den Nagel auf den Kopf trafen, ihre Meinung aus.

Der Bankier horchte hoch auf, als er von den roten Mädchenlippen den einigermaßen verwickelten Fall so sach-

gemäß behandelt sah, und unwillkürlich bekam er Respekt vor dem geschäftlichen Scharfsinn der jungen Dame, der ihm kurzer Hand zu verstehen gab, daß sie sich kein X für ein U machen lasse. „Wenn diese junge Dame vor Jahren ihrem Vater hätte zur Seite stehen können, so würde D. C. Helmert von der damaligen Katastrophe verschont geblieben und heute vielleicht ein mehrfacher Millionär sein,“ dachte er.

Als Herr von Raschlow gegen verschiedene, ihm doch gar zu spießbürgerlich-solid e erscheinende Ausführungen seiner schönen Konkurrentin Einwendungen erhob, antwortete Matilde lächelnd: „Solche Gegensätze sind natürlich. Sie sind Bankier, Herr von Raschlow, dessen Arbeitsmittel Kapitalien bilden. Mein Großvater ist hingegen Maurermeister, der von Geldgeschäften absieht, soweit sie nicht unbedingt durch einen Bauvertrag veranlaßt werden. Reine Geldgeschäfte machen wir nicht, obwohl sie mitunter ja recht gewinnreich sein mögen. Damit können wir also nicht dienen.“

„Geldgeschäfte machen wir nicht,“ antwortete der Bankier, das „wir“ stark betonend, „so betrachten Sie sich also als Kompanion Ihres Herrn Großvaters, Fräulein Helmert? Einen klügeren und — verzeihen Sie — fesselnderen Teilhaber kann sich der alte Herr in der Tat nicht wünschen.“

Die junge Dame zeigte keinen Augenblick eine falsche Bescheidenheit. „Ich habe mich, Gott sei Dank, in Großvaters Geschäftsaufgaben im allgemeinen so weit eingearbeitet, daß ich weiß, was er will, und das kann ich auch beherrschen. Für die technische Seite fehlt mir allerdings die praktische Erfahrung, aber der Großvater hat sich Hilfskräfte herangezogen, auf die auch ich mich verlassen kann. Wenn es also so sein sollte oder sein mußte, so könnte ich der Firma Ehrhard Redlich schon vorstehen, um sie in bisheriger Weise weiter zu führen.“

„Hut ab, Fräulein Helmert,“ rief Raschlow in ehrlichem Respekt, denn er war noch immer der Meinung gewesen, es handle sich bei ihr in der Hauptsache doch um die Laune einer Dilettantin. Diese Meinung wich nach den letzten Worten, die wußte ganz genau, was sie wollte, und, was noch mehr wert war, was sie konnte. Solches kräftiges Selbstbewußtsein imponiert stets.

„Sie sind zu liebenswürdig in der Beurteilung meiner Leistungen,“ sagte sie ruhig, „aber ich dränge mich nicht vor, es handelt sich bei mir, wie ich schon bemerkt habe, um das Sollen oder Müssen.“

„Von einem Sollen oder Müssen kann doch wohl bei Ihnen keine Rede sein, Fräulein Helmert,“ versetzte er. „Für eine junge Dame, wie Sie, gibt es doch wohl ein angenehmeres Heim, als das Interieur eines Bauplatzes mit seinen wechselvollen Bildern innerhalb des Bauzaunes.“

Wieder antwortete sie vollständig sicher: „Sie mögen Recht haben, Herr von Raschlow, obwohl man zwischen den Bauzäunen viel Lebenserfahrungen sammeln kann. Denn diese enge Welt ist nur ein Spiegelbild des großen und gewaltigen Arbeitslebens in unserem Vaterlande. Nun, ich warte ab, was mir das Schicksal in den Schoß werfen wird. Doch was den Bauplatz betrifft, so sind am interessantesten wohl die Wertberechnungen. Da hören Sie einmal Maße und Beträge des Bauprojektes, für das Sie Hypothekenskapital beschaffen sollen.“

Und nun folgte eine mit Ziffern reichlich gespickte Aufstellung, in die gerade Frau Mizzi Helmert hineinplatzte. Ihre Tochter und der Bankier waren aber dermaßen in die Ziffern und Zahlenkolonnen vertieft, daß keiner von Beiden auf die Eintretende achtete, die nun überrascht stehen blieb. Das hatte sie nicht erwartet.

Sie klatschte die Hände gegen einander, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und als ihr das endlich gelungen war, rief sie: „Das muß ich denn doch sagen, Herr von Raschlow, Ihre Konversation mit meiner Tochter habe ich mir denn doch anders vorgestellt. Das ist ja gerade, als wenn wir hier auf einem Baubüro wären. Und Sie machen ja ein förmlich begeistertes Gesicht. Ein merkwürdiges Bild!“

Matilde Helmert zuckte die Achseln, aber der Bankier rief: „Sie haben Recht, gnädige Frau, wenn Sie sagen, ich sähe förmlich begeistert aus. Ich habe in der letzten Viertelstunde bequem meine 10.000 Mark verdient.“

„Zehntausend Mark in einer Viertelstunde,“ lachte die Hausherrin. „Da möchte ich schon dabei sein.“

„Und die verdanke ich Fräulein Matilde,“ fuhr der Bankier fort. „Ihr Fräulein Tochter hat die Sonnen- und Schattenseiten eines mir angebotenen Geschäftes so ganz beiläufig so klar beleuchtet, daß mir aus den gegebenen Lehren mindestens ein Gewinn in der angedeuteten Höhe erwächst. Soll ich da kein vergnügtes Gesicht machen?“

„Gewiß, gewiß,“ sagte Frau Helmert gedehnt, während ihre Tochter allerlei Ziffern auf ein Blatt Papier malte, „aber ich muß gestehen, daß es doch wohl Dinge heute genug gibt, die mich mehr fesseln können, als alle diese Geldangelegenheiten. Jedenfalls hoffe ich, mein lieber Herr von Raschlow, daß Sie auf dem Wege bleiben werden, den Sie eingeschlagen haben, und meine Tochter sich zu dem zurückfinden wird, den sie verlassen hat. Wir können uns unsere Zukunft nicht nach augenblicklichen Stimmungen einrichten, sondern müssen die Notwendigkeiten berücksichtigen.“ Sie sah sehr würdevoll aus, als sie diese Sätze aus ihrer neuesten Romanlektüre ausgesprochen hatte, und der Bankier seufzte leise; das war soeben ein idyllisches Plauderstündchen mit Matilde Helmert gewesen, aber er hatte leider keine Zeit, die Idylle weiter auszuspinnen, für seine geschäftlichen Unternehmungen konnten ihm diese nichts nützen, sondern nur Kapitalien.

Matilde erhob sich: „Ich muß jetzt zum Großpapa zurück, Du entschuldigst mich wohl, Mama. Herr von Raschlow, es war eine sehr angenehme Stunde. Ich freue mich, wenn ich Ihnen mit meiner Auseinandersetzung eine Gefälligkeit habe erweisen können. Im übrigen habe ich aus Ihren Darlegungen gelernt, und das ist mir stets die Hauptsache.“ Sie küßte die Mutter, schüttelte Herrn von Raschlow kräftig die Hand und eilte davon. Raum hörte sie noch recht die Einladung der Mutter zu einem kleinen Nachmittagsausfluge, denn sie antwortete nur: „Ich weiß wirklich nicht, Mama, ob ich Zeit haben werde.“

„Ihre Tochter ist ein Genie“, sagte der Bankier immer noch bewundernd. „Verehrte Freundin, Sie können auf Fräulein Matilde wirklich stolz sein.“

Frau Mizzi Helmert zuckte die Achseln über diesen Raschlow; mit solchen Verhimmelungen imponierte er Matilde

allerdings nicht. „Ach was, Genie,“ antwortete sie. „Meine Tochter ist ein Eiszapfen, den man zum Schmelzen bringen muß. Wenn ich ein Mann wäre, so wüßte ich schon, wie ich es anfinge.“ Das Lächeln des Bankiers, das seine Antwort auf diese Bemerkung bildete, war nicht ganz frei von Zweifeln. Wenn er Matilde nicht genau kannte, die eigene Mutter wußte ihre Tochter wohl noch weniger zu nehmen.

Der Mauterpolier Fritz Sauer und seine Babette saßen beim Abendbrot in ihrer zwar noch immer bescheidenen, aber doch sonst ganz behaglich eingerichteten Wohnung, aus der man erkennen konnte, daß das Ehepaar sich auch Ausgaben für die Annehmlichkeiten leisten konnte, und hieben kräftig auf die gute Landwurst ein, die sie aus der Wirtschaft von Frau Babettes Schwester draußen auf dem Lande erhalten hatten. „Ich weiß bloß nicht, wo der Junge heute bleibt,“ sagte sie. „Heute Morgen erzählte er, daß er etwas Wichtiges zu besorgen habe und wohl erst spät wieder kommen werde, aber jetzt ist es längst sieben Uhr, da könnte er doch längst da sein. Ob er wohl noch bei dem Meister Ehrhard und dem Fräulein Matilde steckt? Aber dann hätte er das ja heute Morgen schon gewußt und mir gleich Bescheid gesagt.“

(Fortsetzung folgt.)

Im Doppelwinkel von Smorgon.

Ussipany, den 12. Oktober 1915.

Wer wissen will, wie Landesgrenzen aussehen, insbesondere eine so unglückliche Grenze, wie wir sie bis zum Anbruch dieses Krieges zu unserem Schaden in Ostpreußen hatten, der braucht nur den Verlauf der augenblicklichen Kampffront westlich und östlich von Smorgon zu betrachten. Beim Zurückdrängen des Feindes bildete sich östlich von Wilna eine Linie, die zurzeit von Krewo nach dem Nuroz-See mit unbedeutenden Abweichungen in nordöstlicher Richtung verläuft. Nur die Stellungen um die Stadt Smorgon bilden einen russischen Vorsprung in dieser Linie, der nahezu rechtwinklig nach Nordosten herauspringt, während unsere Front ein paar Kilometer östlich Smorgon ebenso eigenförmig nach Südosten hineinragt, bevor sie über die Wilia hinweg wieder in der allgemeinen Richtung nach den Seen weiterläuft. Wo solche vom wechselnden Kriegsglück ausgebeulte Krümmen von einer nachträglichen Regulierung nicht beseitigt werden, dort verlängern sie die Grenzen auf Jahrzehnte und erschweren ihre Bewachung und Verteidigung im kleinen wie im großen. Der Doppelwinkel bei Smorgon kann aber schon der laufenden Operationen wegen auf die Dauer nicht bestehen bleiben, weil er sowohl die deutsche wie die russische Linie einem doppelten Flankenfeuer aussetzt, das im Lauf der Zeit unverhältnismäßige Verluste zur Folge haben mußte. Keine der beiden Parteien aber will ihren vorgetriebenen Winkel gutwillig preisgeben, am wenigsten die Russen, weil eben zwischen den Schenkeln ihres Winkels die 30 000 Menschen zählende Stadt Smorgon liegt. Als wir vor einer Woche hinausfuhren, quälte unser Auto sich gleich den zahllosen Kolonnen über die sandigen Berge hinweg. Sie machen einen trostlosen Eindruck, diese abgegrasten, unbestellten Sandberge, auf denen die Eiszeitgleitscher zum Teil soviel Granitblöcke abgelagert haben, daß sie die Feldbestellung sehr erschweren. Viele dieser Acker sollten vernünftigerweise aufgefördert werden, wie ich an anderen Stellen Tausende von Hektaren fruchtbaren Ackerlandes mit Waldbäumen bestanden sah. Im heiligen Rußland sind die Grenzen zwischen Feld und Wald nicht überall von der Natur gezogen, wie im engbesiedelten Deutschland, und eine gewissenhafte Volkswirtschaft würde hier manches zu verbessern finden. Zum erstenmal in diesem Sommer sah ich wieder eine größere Anzahl toter Pferde an dieser Kolonnenstraße liegen und freute mich im Interesse unserer braven Einhufer, daß sie endlich weniger

zu ziehen und mehr zu füttern haben, seit der gewaltige Bruder auf den Schienen einen großen Teil des Nachschubes besorgt. Immerhin will ich die Bitte an die Führer der Fuhrparkkolonnen heute nicht unterdrücken: die Fahrer und Begleiter wenigstens der zweispännigen Fahrzeuge vor den Sandbergen absteigen zu lassen. Die kleine Abwechslung wird keinem der Leute schaden; aber für die Pferde bedeutet es bei einer Ladung von zehn Zentnern eine bedeutende Erleichterung, wenn sie an den argen Wegstellen drei Zentner weniger zu ziehen haben. Merkwürdigerweise sah ich diese einfache Hilfe, die jeder Bauer seinen Pferden zukommen läßt, auf der langen Strecke von Wilna nach Solh fast gar nicht in Anwendung, obwohl die Tiere zuweilen an der Grenze ihrer Kraft waren. Jeweiler sich der Weg von Wilna entfernt, d. h. je weiter hinter der Kampffront der betreffende Landstrich zur Zeit der Herbstbestellung gelegen, desto mehr und besser bestandene Roggenfelder bekommt man zu sehen. Auch ist auf dieser Strecke ein wesentlich größerer Teil der Einwohner zurückgeblieben, als in dem teilweise ganz entvölkerten Kurland.

Die Leute sind beim Kartoffelbuddeln auf den Feldern; und wenn der Herbst lange sonnig anhält, und so wird die schwere Kriegsnot auch hier schließlich überwunden werden. Besser jedenfalls als dort, wo keine Herbstsaat erfolgen konnte, und die reichen Früchte auf den Feldern verkommen. Die Bevölkerung macht einen unsympathischen Eindruck. Es sind meist Polen und Litauen, geduldige Leute, denen man es ansieht, daß sie an Bedrückung aller Art lange gewöhnt sind. Auf den Dörfern südlich von Solh traf ich wiederholt Bauern, die mir auf meine Frage nach ihrer Stammeszugehörigkeit antworteten, sie seien Litauer, sprachen aber nicht litauisch, sondern nur polnisch. Wie dieser litauisch-polnische Sprachwechsel unter russischer Herrschaft erfolgt ist, konnte ich nicht erfahren. Die Dörfer bestehen hier nicht aus abgeschlossenen Höfen, wie in Kurland, sondern Wohngebäude und Ställe liegen, oft in zwei Reihen hintereinander, zunächst der Straße. Eine dritte Reihe, den Feldern zugekehrt, bilden die Scheunen. Alle Gebäude aus Balken gefügt und mit Stroh gedeckt. Die Eisenbahnstrecke, die die Russen auf ihrem Rückzug auf weite Strecken unbrauchbar gemacht hatten, ist zwischen Solh und Smorgon auch das Ziel eines deutschen Kavallerieangriffs gewesen, der seinerzeit im Rücken des Feindes erfolgte. Zwei Viadukte sind unter einem Zug gesprengt worden. Die beiden Uebergänge sind etwa einen Kilometer voneinander entfernt. Bei dem ersten sind zahlreiche Wagen in wüstem Anäuel in- und übereinander gestürzt, dann stehen ein paar einzelne Wagen mit zerrissener Ruppelung auf den Schienen und vor der zweiten Brücke ist die Lokomotive mit den vordersten Wagen heruntergestürzt. Wenn man das Ganze überschaut, tritt einem die Katastrophe selbst deutlich vor die Augen. Wie die Pferdehalter nachts am Waldrand stehen, die Patrouillen über den sandigen Acker schleichen, um die Sprengkörper zu besetzen und die elektrischen Drähte zu legen. Wie dann der schwere Zug angepölkert kommt, während er mitten über der ersten Brücke ist, die Mine losgeht, die Wagen zusammen- und die Böschung heruntertragen und die erste Hälfte des Zuges losgerissen weiterrollt, der Lokomotivführer in der Verwirrung weiterfährt und dann nicht mehr anhalten kann, als die rasende Feuergarbe vor ihm das zweite Grab aufreißt. Bald danach muß ein zweiter Zug mit Holz oder anderen brennbaren Dingen angefahren sein. Er steht in seiner ganzen Länge ausgebrannt auf dem Gleis. Die Lokomotive allein ist verhältnismäßig unbeschädigt geblieben.

Ich ging diese Schienenstrecke entlang, als ich mit einem Kollegen nach dem westlich Smorgon gelegenen Wald hinausfuhr, um unsere Stellungen vor der Stadt zu sehen. Vom Waldrand senkt sich das Gelände, um dich vor der Stadt ziemlich steil wieder anzusteigen. In diesem Anberg sind

unsere Schützengräben ausgehoben. Zwischen den gelben Wällen sah ich in der klaren Herbstsonne einige unserer Feldgrauen über den Acker gehen. Sie mußten also gegen die Stadt Deckung haben, sonst wären sie bei der Nähe der feindlichen Stellung kaum am Leben geblieben. Von der Höhe sieht eine Kirche weit ins Land, einer der spitzen Türme ist stark beschädigt. Etwas tiefer rechts sieht man zwei weitere Kirchen, davon eine russische mit runden Kuppeln und einen zum Teil ausgebrannten Stadtteil. Vom Kampf war wenig zu hören, nur zuweilen ein paar Kanonenschüsse wie das Aufstöhnen ruhender Löwen.

Zu Mittag folgten wir der Einladung eines Divisionsstabes, der in einem Schulgebäude liegt. Das große Schulzimmer ist durch Zeltbahnen in mehrere Räume geschieden, in denen die einzelnen Abteilungen des Stabes nicht sehr bequem wohnen und arbeiten. Dann werden zwei Pferde vorgeführt, wir ritten zu einem Brigadestab hinüber, und in Begleitung eines Artillerieoffiziers zu den nördlich der Stadt gelegenen Stellungen. Den direkten Weg durch die „Schlenke“ hätten die Russen heut mit Granaten abgestreut, hieß es. Wir sollten einen Umweg machen, der bisher sicher gewesen sei. Es ging über magere Sandbeete hinweg, an mageren kleinen Waldparzellen vorüber. Ein toter Russe lag auf dem Feld, der bei den Aufräumarbeiten übersehen war. Dann kamen wir auf einen Weg, der am hohen Wiliauser in einen Hochwald mündet. Auf dem jenseitigen Ufer liegt ein von uns besetztes Dorf, über das hinweg der Blick weit ins Land schweift. Feldbüchen und Bagagewagen mahlen lautlos im Sand. Jetzt klang ein Kanonenschuß aus der Ferne, gleich danach das Heulen des heransfliegenden Geschosses — näher, näher, krach! rechts neben uns eine Granate. Ein zweiter Schuß — wieder das anschwellende Säusen. Der Kappe des Unteroffiziers kriecht in sich zusammen, senkt den Kopf und drängt rückwärts zwischen unsere Braunen. Auch wir ducken unwillkürlich die Köpfe, die Kerle haben gut gezielt. Ueber uns hinweg, noch näher als die erste, schlägt die Granate in den Acker. Jetzt hallt der dritte Abschuß; kein Zweifel, sie haben uns auf dem Korn aus einer neuen Stellung, von der aus sie zum erstenmal das hohe Wiliauser übersehen. „Jetzt wollen wir doch angaloppieren“, sagt unser Begleiter. Die Wagen sind schon in voller Fahrt, und plötzlich bin ich mitten in einer Gruppe, wie ich sie bisher nur durchs Fernglas bei russischen Kolonnen sah, wenn unsere Artillerie ihnen auf dem Nacken sah. Säufende Peitschen, vorgebeugte Reiter, polsternde, hochspringende Räder. Dicht vor uns wendet eine entgegenkommende Feldkühe auf der Stelle und ist gleich mitten im Anäuel. Es war hohe Zeit, der nächste Schuß sitzt hinter uns mitten im Weg, ein Sprengstück streift die Schulter unseres Pferdehalters, ohne ihn zu verwunden. Im Wald führt eine festgenagelte Leiter auf eine hohe Kiefer, ein russischer Beobachtungsstand. Wir reiten in einen Quertweg ein, lassen die Pferde im Holz und gehen in einem Laufgraben zu dem Artilleriebeobachter hinauf. Das Scherenfernrohr ist gerade auf den zerschossenen Kirchturm eingestellt. Er ist mitten durchbrochen, wie ein abgebrochener hohler Baumstamm steht er neben seinem unverletzten, spitz in den Himmel ragenden Kameraden. Wenn sich Beobachter darauf blicken lassen, wird auch er daran glauben müssen. Ein russisches Flugzeug taucht vor uns auf. Merkwürdig niedrig fliegt es von links über unsere Stellungen hin. Ein Flügel hängt etwas, es fliegt schnurgerade aus, als wenn das Seitensteuer nicht mehr funktionierte, und immer tiefer. Verschwindet endlich hinter dem Wald. Eine unserer Munitionskolonnen hat es dort in Empfang genommen.

Andern Tags traf ich die beiden gefangenen Flieger auf dem Transport, junge, gutaussehende Menschen, die ihre Gefangennahme offenbar schwer bedrückt. Als wir durch den dunkeln Wald heimritten, grollten hin und wieder die

Geschütze in der Ferne und ein Scheinwerfer glänzte über den Horizont hin — wie das Anurten und Augenfunkeln zweier Löwen, die mit ausgespreizten Pranken vor der Beute liegen. Hoffentlich geht sie nicht in Felsen, die arme Beute, wenn die beiden einander in die Mähne fahren!

Zum Gedächtnis an grosse Zeit.

19. November 1914. — Kampf in Mesopotamien. — Südafrika. Fortgesetzte Kämpfe fanden bei Plozk (Polen) statt, ferner östlich von Czestochau, indes kam es noch zu keiner Entscheidung. — Vor Przemyśl suchten die Russen stärkere Sicherungstruppen gegen die Südfront der Festung heranzuziehen, sie wurden von den Oesterreichern angegriffen und erlitten schwere Verluste. — An der Küste von Mesopotamien bei Bassora gab es einen schweren Kampf zwischen Türken und Engländern; letztere hatten zwar recht erhebliche Verluste, konnten aber, nachdem sie Verstärkungen erhalten, langsam vorrücken. — In Südafrika machten die aufständischen Buren unter Dewet und Beyers den Engländern allerlei zu schaffen. Es waren 15 000 Mann, welche die beiden Burenführer gegen die Engländer führten. Man hat f. Zt. gehofft, daß dieser Burenaufstand wesentlich den europäischen Krieg zu Ungunsten Englands beeinflussen werde, indes zeigte es sich schon nach kurzen Wochen, daß die Buren der Uebermacht der Engländer auf die Dauer nicht gewachsen waren.

20. November 1914. — Die Waffentat von Przemyśl: bedeutungsvoller Durchbruch. Eine glänzende Waffentat war es, die sich am genannten Tage und am Tage vorher im Osten, unweit von Lodz, abspielte. Östlich dieser russischen Stadt waren die deutschen Truppen im Kampfe mit den von Osten und Süden herandrängenden Russen. Wenn jemals war hier die Gefahr sehr groß; denn die Russen, wie meist so auch hier in der Uebermacht, hatten bereits einen Ring um die deutschen Truppen gebildet und nur ein gewaltsamer Durchbruch konnte die Rettung bringen. Dieser Durchbruch wurde denn in dreitägigen schweren Kämpfen erzwungen. — Aus der Festung Przemyśl machten die Oesterreicher einen Ausfall und drängten die russischen Einschließungstruppen derart zurück, daß sie sich außer Geschützweite hielten. Bei Czestochau kämpften deutsche und österreichische Truppen Schulter an Schulter gegen die Russen, einigen Boden gewinnend.

21. November 1914. — Fliegerangriff auf Friedrichshafen. — Die Türken am Suezkanal. Am genannten Tage überflogen englische und französische Flugzeuge ganz ungeniert schweizerisches Gebiet, um die deutsche Luftschiffwerft in Friedrichshafen angreifen zu können. Das deutsche Abwehrkommando stand aber in Bereitschaft, ein Flieger ward heruntergeschossen, ein anderer entkam auf schweizerisches Gebiet und die feindlichen Bomben richteten in der Werft keinen Schaden an, dagegen wurden einige Personen verletzt. Die Schweiz protestiert gegen die Neutralitätsverletzung. — In der Türkei wurde jetzt die Proklamation zum Heiligen Krieg in allen muslimännischen Ländern in Druck verbreitet. Inzwischen waren die türkischen Truppen bei Katesa, östlich vom Suezkanal, und bei Kantara am Kanal selbst siegreich gewesen und hatten die Engländer geschlagen; die Türken saßen nun am genannten Tage am Kanal festen Fuß. Zugleich erlitten die Russen in Täbris (Persien) ein furchtbares Blutbad durch Kurdenstämme, ein Beweis, daß die islamische Bewegung mehr und mehr um sich griff.

22. und 23. November 1914. — Englische Angriffe auf die belgische Küste. — Verlust eines deutschen U-Bootes. Vom Argonnerwald wird vom 22. November gemeldet, daß ein Schützengraben nach dem anderen, ein Stützpunkt nach

dem anderen den Franzosen entriffen und fortgesetzt Gefangene gemacht wurden. Es war natürlich und vorauszu-sehen, daß in Nordflandern die Engländer, vom Meere aus angreifend, möglichst viel Schaden anzurichten suchten. So erschienen englische Schiffe wiederholt und auch am 22. November an der Küste und beschossen Lombardye und Zeebrügge; sie richteten aber bei den deutschen Truppen nur geringen Schaden an, um so größeren freilich unter den belgischen Einwohnern. Im übrigen heist es in dieser Zeit in den Berichten vom Westen: keine wesentlichen Veränderungen. — Im Osten setzten die deutsch-österreichischen Truppen ihre Angriffe bei Czestochau und nordöstlich von Krakau fort, bei der Eroberung des Ortes Pilica wurden 2400 Gefangene gemacht; wieder war es die Artillerie, die von mächtiger Wirkung war. — Vom 23. November ist leider auch der Verlust des deutschen Unterseebootes „U 18“ zu melden; es wurde von einem englischen Fahrzeug an der Nordküste Schottlands zum Sinken gebracht, ein Teil der Besatzung kam in englische Gefangenschaft.

24. November 1914. — Die belgisch-englische „Neutralität“. — Rußlands türkische Pläne. Ebenso deutlich als überzeugend war die Antwort der deutschen Regierung, die diese am genannten Tage durch die „Nordd. Allg. Ztg.“ auf die englischen Ausführungen betreffend den Neutralitätsbruch Belgiens gab. Nach dem Nachweise, daß die Enthüllungen aus dem Archive des belgischen Kriegsministeriums klar dartun, daß Belgien im Falle eines Krieges niemals daran dachte, seine Neutralität zu wahren, vielmehr von vornherein bereit war, sich an die Seite der Ententemächte zu stellen. — An diesem Tage kam die Nachricht, daß eine Anzahl gefangener deutscher Militärärzte von einem französischen Kriegsgericht wegen Diebstahls zu schweren Gefängnisstrafen verurteilt worden seien. — Auch in der Türkei trat man mit Veröffentlichungen hervor, die Rußlands wahres Gesicht zu zeigen geeignet waren. Vom genannten Tage datiert eine Erklärung, in welcher die von dem früheren russischen Botschafter in Konstantinopel, von Giers, seinerzeit offen bekundeten Absichten Rußlands wiedergegeben wurden; danach sollte die Türkei zwischen Rußland und England aufgeteilt werden und nur Konstantinopel als kleiner neutraler Staat bestehen bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Luftige Ecke.

Zwangslage. Richter: „Wenn Sie an der Rauferei keinen Anteil nehmen wollten, wozu haben Sie dann Ihr Messer gezogen?“

Angeklagter: „Herr Richter, ich bin nur zur bewaffneten Neutralität übergegangen.“

Aus dem „Matin“. In Deutschland werden schon die unmöglichsten Tiere verzehrt. So hörte unser Gewährsmann neulich einen Berliner sagen: „Nu' brat' mir eener 'n Storch!“

Wie's gemacht wird. Prokurist: „Da steht, daß die Pappendekelpreise in die Höhe gehen.“ — Chef: „Famos! Schreiben Sie gleich eine Schaufenster-Bekanntmachung: „Da die Rohmaterialien abermals gestiegen sind, sehen wir uns veranlaßt, die Preise für Schuhwaren entsprechend zu erhöhen!“

Im Zweifel. Peperl (ins Haus stürzend): „Mutter, der Vater kommt auf Urlaub! Soll ich ihm entgegenlaufen — oder soll ich erst a' Maß Bier holen?“